Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 9

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 16
Autor: Kilian, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667644

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Romanze in Marseille

16 *Copyright by Ex Libris Verlag AG. Zürich*

Obwohl die Gusseisenpfanne nahezu voll gewewesen war, kam der Boden nur zu bald zum Vorschein. Und die Gefahr, sich zu überfressen, verringerte sich unheimlich rasch. Sie waren ausgehungert gewesen und von einer zehrenden Gier erfüllt; nun fühlten sie sich satt und ermattet. Martin wischte die Schweissperlen von der Stirne. «Ich hätte mir nie träumen lassen, Günter», sagte er leise, «dass wir in dieser Spelunke etwas Gutes in den Magen bekommen würden. Ich fühle mich sehr angenehm enttäuscht und deine Erfahrungen habe ich wieder einmal gründlich unterschätzt. Es tut mir leid.»

Er steckte den letzten Bissen Brot, mit dem er die Pfanne ausgerieben hatte, in den Mund.

«Sehr schmeichelhaft. In deinen grünen Jahren ist das schliesslich nur natürlich, die Weisen zu unterschätzen, da über- oder unterschätzt man überhaupt alles. Mir ist die ganze Spelunkenatmosphäre ein Graus, diese Gerüche und Düfte, aber was ist mir in dieser Stadt nicht zuwider? Dein Landsmann, der lässt sich nicht unterkriegen, hätte ich bloss seinen Optimismus! Siehst du, ich bin fast überzeugt (er senkte die Stimme noch tiefer), dass er das Geld für die Schiffskarte nie und nimmer zusammenbringt — aber er glaubt mit geradezu entwaffnender Zuversicht an sein Glück, oder wie soll ich das formulieren? Ja, er ist felsenfest davon überzeugt, dass er alle Hindernisse überwindet. Er hätte den Glauben, der Berge versetzt.»

Er verstummte, denn Jodok Fankhauser kam strahlend an den Tisch; er hatte die Essenden nicht aus den Augen verloren und gesehen, dass sie ihr Mahl beendet hatten.

«Also wie steht's, hat's gut geschmeckt?» Er stellte die Teller zusammen und wische mit seinem schmutzigen Tuch über den Tisch. Und zu Martin gewandt sagte er unsicher, fast besorgt und bittend: «Säg einisch, chunsch au z'rügg? Lasch di wieder blicke, säg?»

Martin versprach wieder zu kommen. Seit er von neuem Geld in seiner Hosentasche verwahrte, glaubte er an sein Glück, und er glaubte sogar daran, dass er doch noch Arbeit finden würde in dieser Stadt.

Noch eine Weile sassen sie in der trübselig düsteren Spelunke. Das Gulasch hatte sie matt und schläfrig gemacht, und die Unterhaltung wollte erlahmen und gleichsam versanden.

Nur ein Gast war noch gekommen, ein Neger, der sich in den Hintergrund setzte und ein Glas Wein bestellte. Er kippte es in einem Zug, legte die Arme auf die Tischplatte, seinen Wollkopf darauf und schlief bald ein. Die Kartenspieler erhitzten sich einmal für kurze Zeit, wurden lärmend und spielten bald wieder gelassen weiter. Die alte Frau gähnte von Zeit zu Zeit und legte Karten. Ihr Gefährte starrte ausdruckslos vor sich hin. Der Legionär röchelte noch immer wie ein Sterbender.

«Es ist Zeit», sagte Günter Frank; der Schlaf drohte ihn zu übermannen. «Wir müssen gehen . . .»

Jost Fankhauser hatte noch ein Glas Wein mit ihnen getrunken und von seinem traurigen Leben in der Heimat erzählt. Er musste seine angestauten Kümmernisse loswerden, sich befreien und seinen Kopf leeren. Nie mehr werde er in die Heimat zurückgehen. Er habe sie für immer verlassen und könne überhaupt nicht verstehen, was man denn für ein «Gschiss» mit dieser Heimat mache. Am ersten August hätten die «Saugofen» seines Pflegevaters immer Feuerwerk gekauft und auf dem Büchel ein Feuer angezündet, aber er habe zu Hause bleiben und zum Vieh sehen müssen. Er freue sich unbändig auf die falschen Papiere, wahrscheinlich werde er dann Bulgare oder vielleicht auch belgischer Staatsbürger, ausgemacht sei das noch nicht. Dann könne ihm die Eidgenossenschaft . . . Er habe bei dem «Fötzelhung»

von Pflegevater schaffen und schinden müssen wie ein Sklave, und er sei gehalten worden wie ein Hund an der Kette. Und dabei sei der «Fötzelhung» noch ein Frömmler gewesen, zweimal in der Woche habe er in der Bibelstunde das Wort Gottes ausgelegt und Harmonium gespielt. Aber es sei ja möglich, lenkte Jost mit reifer Einsicht und nachdenklich ein, dass er ohne das Wort Gottes noch viel schlechter und gemeiner gewesen wäre, dann freilich würde er nicht in diesem feuchten Loch sitzen, sondern längst dort oben verfaulen. Nie mehr werde er beten, ereiferte er sich und sein überpickeltes Gesicht rötete sich. Er habe gebetet für sein ganzes Leben. Nie hätte er auch nur einen Rappen Lohn gesehen und dabei sei er doch schon bald achtzehn Jahre alt! Die schmutzigste Arbeit habe immer er tun müssen, und Sonntag für Sonntag sei ihm die Stallarbeit überlassen worden. Er komme ja doch ins Fegfeuer, hätte der Pflegevater oft gesagt, er könne ruhig am Sonntag arbeiten. Sogar wenn er Schläge bekommen habe, hätte der «Fötzelhung» sie im Namen von Jesus Christus ausgeteilt — mit dem Munifiesel. Er stiess wilde und böse Verwünschungen aus, die Tränen standen ihm vor Empörung in den Augen. Frank und Martin wurde es unbehaglich zumute. Der tiefe und unversöhnliche Hass des erst noch so lustigen und gutmütigen Jodokus überraschte sie; er wirkte beklemmend und sogar ansteckend. Dieser Hass hatte sich in dem Kleinen wie eine ewig schwärende und eiternde Wunde festgesetzt.

Martin bezahlte. Die Anklagen seines Landsmannes bedrückten ihn. Zum Glück verstand Frank ihren Dialekt nur brockenweise. Das Gulasch kostete acht Francs, freilich ohne Wein. Sie mussten sich nicht übervorteilt fühlen, der Preis war billig. Und schliesslich fühlten sie sich satt wie schon lange nicht mehr. Doch das Geld verflüchtigte sich wie Märzenschnee, es schmolz zusammen wie durch Zauberei. Im Umsehen war es fort — hast du nicht gesehen! Er musste haushälterisch werden, noch haushälterischer; er musste auf der Hut sein und auch die kleinste Ausgabe gründlich überlegen. Als ihn jedoch sein Landsmann beim Zahlen so treuherzig anblickte, drückte er ihm spontan fünf Francs in die Hand, alle seine soeben gefassten Vorsätze vergessend.

Jost Fankhauser blickte auf das Geld, blickte dann auf Martin und schaute ihn verblüfft an.

«Aber nei, mach kener Witze, Mönsch! Du meinsch das nid ernscht! Du hesch ja selber kener Riichtümer! Nimms schnell z'rügg, ig chas doch nid . . . nei also weisch . . . nimms z'rügg!»

Er konnte es nicht fassen und wollte das Geld Martin schnell wieder zurückstecken, als brenne es ihn, doch Martin blieb stark, er blieb schweren Herzens stark, blieb schweren Herzens grosszügig und generös.

«Vergelt's Gott», sagte schliesslich der kleine Berner ergriffen. «Bisch e liebe Mönsch, ig vergiss d'ers nid . . .» Er hatte Tränen in den Augen.

Und dann verabschiedeten sie sich endlich. Martin versprach wieder zu kommen, vielleicht bald, er habe die Absicht zu bleiben. Vielleicht komme er mit ihm nach Südamerika. Solches Zeug schwatzte er daher, nur um etwas zu sagen.

Fankhauser begleitete ihn auf die lärmige Gasse. Jetzt erst sah Martin, wie käsig die Haut des Berners war. Er hatte sein Herz erleichtert und seinen Kopf geleert und auch wieder einmal die Sprache gesprochen, in der er alles sagen konnte, ohne Scheu und Hemmungen.

Und als die beiden wieder durch die schmale Gasse schritten, vorsichtig die Mitte mit dem Kloakenrinnsal meidend, zwischen den schreienden Kindern hindurch, den trägen und dicken Frauen, den herumlungernden Arabern, und als Martin nochmals zurückblickte, bevor sie in eine Querstrasse einbogen, da stand der kleine Garçon in seiner viel zu weiten, schmuddligen Jacke noch immer unter der Tür und winkte ihm zu.

20.

Schön ist es hier, Martin! Wunderschön — und weit können wir sehen!» Simone blickte mit einem erwartungsvollen Lächeln zu ihm auf.

Sie lehnten an der Mauerbrüstung vor der Notre-Dame de la Garde und schauten über die grosse Stadt und das Meer.

«Ja, es ist sehr schön hier, ich hätte es nie gedacht. Man hat für die Kirche den allerschönsten Platz ausgewählt . . .» Er hätte am liebsten seinen Arm um Simone gelegt, die Versuchung war gross, doch er bezwang sich. Sie spürten wieder heftig das herzbeengende und verwirrende Nahsein, dieses seltsame Fluidum, das zwischen ihnen seine Zauberkraft entfaltete. Ihre Arme ruhten auf der glatten, von unzähligen Armen abgeschliffenen Brüstung.

Wieder neigte sich die Sonne dem Horizont zu; sie stand schon tief, und das Meer funkelte und

gleisste in ihrem Widerschein wie ein gewaltiger geborstener Spiegel. Fern verschwand im Abenddunst die Felsenküste. Noch pflügten die kleinen und weissgestrichenen Dampferchen mit Touristen vom Alten Hafen zur Insel des sagenhaften Grafen von Monte Christo. Sie erblickten die Brandung, die wie eine weisse Krause die Insel einfasste und aus der Entfernung leblos erschien, wie erstarrt. Und sie schauten hinunter auf die Stadt, auf das Gefältel der zahllosen Dächer, auf die Einschnitte der breiten Boulevards und die Klüfte und Schluchten der alten Gassen. Ein gelblicher, durchsichtig schwebender Dunst, der sich da und dort zu Schleiern verdichtete und sammelte, lag über den tieferen Quartieren der Stadt. Auf dem Bassin des Alten Hafens, dessen Umrisse einem Riesenhufeisen gleichen, schwamm das vielgestaltige Bootsgewimmel, mit den rostroten, tabakbraunen oder maisgelben Segeln; mit seinen schlanken, kastanienbraunen Luxusjachten, mit seinen zahlreichen Fischerbooten, den behäbigen Lastkähnen und Jollen, den weissgestrichenen Ausflüglerbooten. Und rundum das ineinander verschachtelte Häusermeer der Altstadt; die Dächer, unter denen die Menschen lebten wie Ameisen in ihren Fichtennadelhaufen. Und fern über dem Häusermeer, den Fabriken und Vorstädten, die Höhenzüge, die Felseneinöden, die von der scheidenden Sonne glührot überhaucht waren. «Ja, es ist schön hier — es hat sich gelohnt», sagte Martin nochmals wie zur Bekräftigung, doch er blickte Simone an, nie wurde er satt, sie anzuschauen. «Und alles sieht von hier oben so gepflegt und reinlich aus, man erblickt keinen Schmutz und keinen Dreck mehr, kein Elend und keine Bettler! . . . Waren Sie denn schon oft hier, Simone?»

«Oh nein! Noch nie! Es ist das erste Mal, darum bin ich doch so aufgeregt . . .» Sie blickte ihn verwirrt an. «Wirklich, Martin, wir sind doch kaum ein Jahr in Marseille, ich sagte es Ihnen doch! Und die Stadt kenne ich nur oberflächlich, vielleicht nicht einmal so gut wie Sie. Ich bin doch immer zu Hause bei Mama oder auf dem Büro.»

«Und was haben Sie nun der Mutter gesagt?»

«Geschwindelt habe ich», sagte sie errötend. «Ich musste schwindeln! Ich sagte es Ihnen ja. Ich habe Mama gesagt, dass mich eine Kollegin ins Kino eingeladen habe.»

«Das ist mir peinlich. Die Wahrheit wäre mir lieber, Simone, und sie glaubt es?»

«Warum nicht? Sie muss doch! Ich lüge ja sonst nie, und wenn man selten lügt, dann ist es nicht so schlimm. Haben Sie das noch nie erlebt? Gewiss, ich hätte ihr auch die Wahrheit sagen können, zuerst wollte ich sie sagen, aber . . .»

«Aber?» drängte er.

«Es ist zu kompliziert. Und wozu? Mama hat doch genug andere Sorgen. Verstehen Sie mich, Martin?»

«Ja, ich verstehe es gut. Meine Mutter geht noch weiter: sie ist überzeugt, dass eine gutgemeinte Lüge viel besser sei als die nackte Wahrheit, die doch nur verletze und nicht heile. Oft habe ich schon gedacht, dass die Eltern sich nur zu gern von ihren Kindern beschwindeln lassen. Die Wahrheit bringt doch immer Schwierigkeiten und Konflikte. Auch wenn sie gewiss nicht viel besser oder schlechter waren als wir, vergessen sie so schnell. Bei den eigenen Kindern sollte alles glatt gehen, und wenn man sich rechtfertigt und die Wahrheit ausspricht, können sie es nicht begreifen . . .»

«Ja, genau so ist es», bestätigte Simone, «Sie wissen das sehr gut, Martin.»

Er wurde verlegen und wusste, was sie andeuten wollte. Mit dem arglosesten Lächeln legte sie ihre Fussangeln aus.

«Sie haben schon viele Erfahrungen, nicht wahr? Auch mit andern Mädchen?» Kindlich neugierig blickte sie ihm in die Augen, als suche sie dort die Wahrheit. Am liebsten hätte er sie umhalst und geküsst.

«Das war nur Theorie», lenkte er verlegen ab, «wirklich, Simone — graue Theorie, ich . . .»

Er konnte nicht weitersprechen. Sie lachten miteinander, bis Simone sich bewusst wurde, dass sie ja vor der Kirche standen, und ihren Uebermut dämpfte.

Ab und zu kamen schwarzgekleidete Frauen mit riesigen bezottelten Umschlagtüchern aus dem Portal, meist alte und traurig blickende Frauen, vielleicht Mütter, deren Söhne sich auf offener See befanden. Hin und wieder war auch ein Mann unter den Kirchgängern, meistens ältere Männer, zittrige Greise, die Zeit zum Beten fanden.

«Wollen wir jetzt hineingehen?» fragte Simone.

Martin nickte, und unverzüglich ging sie ihm voran über die Stufen hinauf. Er hielt sich neben ihr, aber als sie über die Fliesen schritten und sich Simone, ihn nicht mehr beachtend, dem geweihten Wasser zuwandte, ihre Fingerspitzen leicht netzte, das Zeichen des Kreuzes machte und

sich demütig verneigte, zögerte er eingeschüchtert, wagte nur noch einige kurze Schritte und blieb schliesslich stehen.

Simone ging mit leisen, leichten Schritten weiter, blickte sich nicht nach ihm um, ob er ihr auch folge, und erreichte das Gestühl, wo da und dort vereinzelte Frauen mit geneigten Köpfen in der Einsamkeit ihrer Andacht knieten. Vor einer leeren Bankreihe machte sie nochmals das Zeichen des Kreuzes, ging anmutig in die Knie und trat ein. Sie liess sich nieder, neigte ihren Kopf und verharrte unbeweglich.

Martin blickte verlegen und verwirrt in den prunkvollen, üppig geschmückten und mit kostbaren Kultgegenständen überladenen Raum. Gläubige oder Glauben Suchende gingen an ihm vorbei. Es war ein stummes, respektvolles Kommen und Gehen. Und er stand wie angefroren, blickte in den hohen hallenden Raum, bestaunte mit widerstrebenden Gefühlen die Pracht und Fülle, die ihn an ein überfülltes Museum erinnerte. Zahlreich waren die Marmortafeln, auf denen die Namen aus Seenot geretteter Matrosen in Goldschrift verewigt waren. Unter der Decke des hohen Raumes hingen kunstvolle Schiffsmodelle und sogar Flugzeuge. Weit vorn, fern und unerreichbar, erschien ihm der Hochaltar, fern das ewige Licht in der kostbaren Ampel, fern die goldenen Gefässe und Statuen. Der durchdringende, ihn bedrängende und beklemmende, der seltsam süssliche Geruch aller katholischen Gotteshäuser dünkte ihn übermächtig; der Duft von unzähligen verbrannten Kerzen, von Weihrauch und Myrrhe; der Geruch der Fliesen und des Holzes, der golddurchwirkten alten Stoffe, der Gobelins und Reliquien und anderer geweihter Dinge. Schwebende, sich zauberhaft drehende Lichtsäulen fielen durch die westlichen Fenster in das dämmerdunkle Gotteshaus. Und nicht weit vor ihm kniete Simone, ihr schönes Haar erschien im Zwielicht von tiefstem Schwarz. Hatte sie ihn vergessen? Er fühlte sich auf einmal verirrt und fremd. Fern schien sie ihm und doch wieder unendlich nah, ganz unfasslich vertraut und doch wie ein Wesen von einem anderen Stern. «Muss das denn sein, wenn man sich liebt?» dachte er beunruhigt. Ja, und er war doch Protestant, ein Evangelischer — und was für einer! Das konnte man schwarz auf weiss in seinen Ausweispapieren lesen. Seit dem Tag seiner Konfirmation hatte er nicht mehr gebetet, und auch damals wie die meisten seiner Kameraden, ziemlich gedankenlos; seine neue Kleidung hatte ihn viel intensiver beschäftigt, die erste Kluft nach seinem Geschmack, zweireihig und mit Röhren, die über den Schuhen weiter wurden. Und die Gedanken an Lisbeth, jene Lisbeth, die nun schon verheiratet war und zwei Kinder hatte. Und nie mehr hatte er eine Kirche betreten. Gott zwar hatte er immer wieder in stummer, verbessener Verzweiflung gesucht, und er suchte ihn noch, aber dass man ihn in einer Kirche finden könnte, dies hätte er nie geglaubt. Er drehte sich fast ungestüm und ging auf den Zehenspitzen hinaus.

Im Freien wollte er auf sie warten, nicht in der süsslich beklemmenden Luft, und er ging von neuem an die Mauerbrüstung und blickte auf das Meer, das an der Küste entlang, der unsichtbaren Rhonemündung zu, schon wie flüssiges Blei zu erstarren schien. Arglos hatte er angenommen, sie würden zusammen die berühmte Wallfahrtskirche besuchen, wie man eben Museen und schöne Bauwerke besucht, und mit keinem Gedanken hatte er daran gedacht, dass sie zur Andacht eintreten, dass sie dort knien und beten würde.

Vereinzelt kamen die abendlichen Kirchgänger aus dem Portal oder traten ein. Er stand dem Eingang gegenüber, so dass er Simone, wenn sie ihre Andacht beendet hatte, sogleich sehen musste.

Ein Greis verliess den feierlichen Raum; er stützte sich auf einen sehr eleganten Stock und entfernte sich langsam mit kindlichen Trippelschrittchen. Dann erschienen zwei noch junge Frauen in schwarzen knisternden Röcken, die eilig der Zahnradbahn zustrebten und gleich tüchtig, in der breiten Sprache der Provinzialen, zu schwatzen begannen. Schliesslich erschien eine arme Alte, die sich ihm mit offenbar kurzsichtigen Augen näherte und dann kopfschüttelnd ebenfalls zur Zahnradbahn schlurfte. Und nach einer geraumen Weile eine vollschlanke Frau, eine Juno rosigen Fleisches, mit federndem und wippendem Schritt, die ihm schon vom Portal her freundlich herausfordernd zulächelte, aber Martin dachte arglos, dieses Lächeln gehöre noch irgend einem Heiligen, zu dem sie eben erst gebetet haben mochte. Ihre sinnlichen Lippen waren grellrot geschminkt und erinnerten an eine künstliche Frucht. Die Blondine prunkte mit ihren Brüsten, den kraftvollen Schenkeln, einem geradezu wogenden Hinterteil. Nicht nur einer bigotten Betschwester musste diese Juno als die Fleischwerdung der Sünde und Sinneslust erscheinen.

(Fortsetzung folgt)